Die Leipziger Mustermesse.*)

Ein glänzender Erfolg. — Viel Neues und Ueberraschendes ausgestellt. — Ein Lichtblick in der Zeiten Schwere in Deutschland.

(Berner Bund.)

Auf seiner Antrittsbesuchsfahrt zu den Regierungen der deutschen Bundesstaaten hat Reichspräsident Ebert mit seinem ministeriellen Gefolge, dem Reichswehrminister Noske und dem Wirtschaftsminister Schmidt, auch einen Abstecher nach der Messestadt gemacht, und hat dadurch zu erkennen gegeben, wie hoch die Reichsregierung gerade in der gegenwärtigen schweren Zeit die Bedeutung der Leipziger Messe für Deutschlands Wirtschaftsleben einschätzt. Das kam auch in den gewechselten Reden zum Ausdruck, in denen sich zugleich ein schüchterner, aber nicht künstlicher Optimismus bescheidentlich hervorwagte.

Wenn etwas geeignet sein kann, in dieser Zeit den Glauben an die unverwüstliche Lebenskraft des deutschen Volkes wieder zu wecken, und die Zuversicht auf künftigen Wiederaufstieg zu begründen, so ist das der Anblick konzentrierten Arbeitswillens, zäher Unternehmungslust und erfinderischen Kaufmannsgeistes, wie ihn die diesjährige Herbstmesse überraschend bietet. Ganz besonders prägt sich dieser Eindruck den zahlreichen ausländischen Besuchern, die teilweise mit starker Skepsis und manchen Vorurteilen nach Leipzig gekommen waren, nachhaltig ein.

Verwirrend und oft störend durch seine Fülle, Buntheit und laute Aufdringlichkeit ist das äußere Bild der Messe geblieben. Ja, die Zahl der kostümierten Reklameträger, die in närrischem Aufputz feierlich ernst durch das Gedränge der Messestraßen wandeln, hat sich gegen früher noch vervielfältigt; desgleichen die grellen Anpreisungen, die als Fahnen und Wimpel über den Dächern wehen, als Bänder die Straßen überqueren, als Plakate an Mauern und Säulen kleben, als Flugzettel von Hand zu Hand und von da aufs Pflaster wandern. Eine gigantische Kirchweih mit halborientalischem Einschlag — so wirkt das Messebild beim ersten Anblick auf den unbefangenen Beschauer. Wie sehr sich jedoch unter dem überlieferten knalligen Jahrmarktskleid das Wesen der Leipziger Messe geändert hat, dessen wird der Besucher inne, wenn er nach mühevoller Durchwanderung der überfüllten Messepaläste die planmäßige Gliederung, den sinnvollen Ausbau dieser gewaltigen Musterschau überblickt. Sie bietet die Gewähr, daß die deutsche Schaffenskraft durch alle Drangsale der letzten Zeit doch nicht völlig erstickt werden konnte, und berechtigt zu der Erwartung, daß die noch bestehende seelische Krise der Arbeiterschaft überwunden werden wird, sowie sich der Arbeit wieder Entwicklungsmöglichkeiten bieten.

Leipzigs Vorbild hat im friedlichen und neutralen Auslande während der Kriegszeit Nachahmung gefunden und selbst im eignen Lande sind der Leipziger Messe Wettbewerber entstanden. Das hat die Leipziger zur Verdoppelung ihrer Anstrengungen angespornt, um gegenüber der Konkurrenz ihre alte Stellung zu behaupten. Unausgesetzt arbeitet Leipzig am Ausbau der Organisation, die es sich im Laufe langer Jahre unter Aufwendung außerordentlicher Mittel für seine Messe geschaffen hat. Auf dem Wege dieser organisatorischen Entwicklung stellt auch die diesjährige Messe einen weitern Fortschritt dar. Hinderlich erwies sich nur die drängende Ueberfülle von Ausstellern und Besuchern, der die vorhandenen riesigen Räume nicht entfernt gewachsen waren. An eine Vermehrung der Messegebäude konnte wegen der schwierigen Verhältnisse auf dem Baumarkte nicht gedacht werden. So gut es ging, half man sich mit provisorischen Barackenbauten auf dem Rathausmarkt, die ihren Zweck auch gut erfüllen.

Im Kriege hatte man gelernt, sich zu behelfen, und von der erstaunlichen Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie an die von der Blockade diktierten Notwendigkeiten hatten die acht Kriegsmessen erstaunliche Proben abgelegt. Der Ersatz regierte souverän auf allen Gebieten, in der Technik, in der Bekleidungsindustrie, im Nahrungsmittelgewerbe. Kaum einen Industriezweig gab es, wo man ihm nicht begegnete. Er ermöglichte das Durchhalten in kritischen Tagen. Aber nur unwillig fügte man sich seiner tyrannischen Herrschaft und möchte heute so bald wie möglich den unbeliebten Namen aus der Erinnerung tilgen. Das ist bei der jetzigen Messe deutlich zu erkennen. Wo es immer möglich ist, kehrt die Industrie zu den frühern Herstellungsweisen zurück, die der „Friedensware" ihre bevorzugte Stellung verschafft hatten. Das gilt namentlich von der Bekleidungsindustrie, deren Ersatzerzeugnissen das Publikum mit nicht immer begründetem Mißtrauen gegenüberstand, sowie von dem Nahrungsmittelgewerbe, wo das Mißtrauen gerechtfertigt war. Immerhin werden die im Kriege gemachten, oft mit kostspieligem Lehrgeld bezahlten Erfahrungen, nicht verloren gehen. Was sich wirklich bewährt hat, behauptet sich auch. Hauptsächlich sieht sich die Technik angesichts der Preise ausländischer Rohstoffe veranlaßt, in großem Umfang die im Krieg erprobten Behelfsmittel und Verfahren beizubehalten, die übrigens vielfach den früheren nicht nur ebenbürtig, sondern überlegen sind. Die auf der Textilmesse ausgestellten Muster von Geweben aus deutschem Faserstoff weisen durch die Verbesserung der Herstellungsweise eine solche Vervollkommnung auf, daß sie auch künftig wohl eine wichtige Rolle für Bekleidungs- und andere Zwecke spielen werden.

Der Zwang zur Sparsamkeit läßt auch das Baugewerbe in großem Maße zu Ersatzstoffen greifen; ihre starke Verwendung drückt der Baumesse den besondern Stempel auf. An sehr interessanten Mustern läßt sich die erstaunlich mannigfaltige Verwendbarkeit von Holz, Lehm und Eisenbeton erkennen. Die neuen Bandeisen sind vor allem imstande, dem äußerst dringenden Bedürfnis rascher Erstellung von Wohnbaracken, Siedelungsställen u. s. w. zu entsprechen. Wenn dabei aus Gründen reiner Zweckmäßigkeit der Normalisierungsgrundsatz umfassend zur Geltung kommt, so herrscht gleichwohl das Bestreben vor, mit einfachsten Mitteln doch behagliche und gediegene Wohnräume zu schaffen. Als wichtige Ergänzung auf diesem Gebiete wurde im letzten Frühjahr die Entwurfs- und Modellmesse ins Leben gerufen; der Gedanke, durch sie eine Art Vermittlung zwischen Fabrikant und Künstler zu schaffen, hat lebhaften Anklang gefunden. Die große Bedeutung der Neueinrichtung liegt darin, daß sie der Durchsetzung des Qualitätsgedankens dient. Voraussichtlich nicht zu ihrem Schaden sieht sich die deutsche Industrie durch die Entwicklung der Lohnverhältnisse mehr und mehr auf die Herstellung hochwertiger Erzeugnisse an Stelle des billigen Massenartikels verwiesen. Damit erschließt sich dem Kunstgewerbe ein weites Feld der Zusammenarbeit mit der Industrie. Diese hat erkannt, wie sehr die Läuterung des Geschmacks durch künstlerischen Einfluß ihren Erzeugnissen den Weg ins Ausland erleichtert.

Was das Kunstgewerbe selbständig leistet, zeigten insbesondern erfreulicherweise die Ausstellungen der Kleinkunst und der Keramik. Zwar fehlen die bekannten Greuel, die dem üblen Geschmack breiten Spießertums entgegenkommen, natürlich nicht. Daneben aber liefern hochwertige Kunstschöpfungen den Nachweis eines sichern persönlichen Stilgefühls. Namentlich die Sammlung der Rosenthal-Porzellane ist eine wahre Augenweide.

Aus der schier unübersehbaren Fülle der in der Technischen Messe vereinigten Ausstellungsmuster läßt sich als gemeinsames Moment ebenfalls der Wille zur Idealität und Präzision herausschälen. Neben den Erzeugnissen der Großindustrien, bei denen die sinnreiche Verbesserung der Arbeitsmethoden ins Auge fällt, ist der Reichtum von selbständigen, meist aus praktischer Erfahrung gewonnenen Erfindungen auf dem Gebiete der Kleinindustrie bemerkenswert.

Neu angegliedert ist der diesjährigen Messe die „Buga", deren Name die Erinnerung an die denkwürdige Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik im Sommer 1914 zurückruft. An diese durch den Krieg jäh gestörte Entwicklung schließt die Bugramesse an, die sinnfällig Leipzigs führende Rolle in der Welt des Buchdrucks und Buchhandels illustriert.

Die Gesamtwirkung der Leipziger Herbstmesse ist von zwingender Stärke und ist geeignet, in wohltuender Weise die niederschlagenden Eindrücke, die man anderwärts infolge der andauernden Ausstände und anderer Arbeitsstörungen von der deutschen Wirtschaftslage erhält, zu berichtigen. Freilich lassen die Aeußerungen vieler Leipziger Aussteller erkennen, wie sehr auch ihre Leistungsfähigkeit durch jene Krisenvorgänge geschädigt wird. Allgemeine Rückkehr zur intensivsten Arbeit ist die Vorbedingung für den Prozeß der Gesundung, den das geschwächte Deutschland dringend erhofft. Dringlich ist auch die Forderung der Industrie- und Geschäftswelt nach baldiger Aufhebung der staatlichen Zwangswirtschaft, dem Hemmnis freier Entwicklung. Dieser Ruf wird nicht nur auf deutscher Seite laut. Sehr deutlich hat der schweizerische Konsul Hirzel am Schweizer Abend die Beseitigung der staatlichen Maßnahmen gefordert, die den schweizerischen Erzeugnissen noch immer den Weg zur Einfuhr nach Deutschland sperren, während sich zu gleicher Zeit aus dem besetzten Gebiet ein Strom von Waren der westlichen Länder nach dem unbesetzten Deutschland ergießt.

Die Schweizer Industrie, die so lebhaftes Interesse an der Leipziger Messe nimmt, muß wünschen, daß ihrer Einfuhr nicht Einschränkungen auferlegt werden, die für andere Nachbarländer nicht gelten. Freilich wird die Schweiz dabei der Zwangslage Deutschlands gegenüber der Entente Rechnung tragen müssen, worauf Reichswirtschaftsminister Schmidt in seiner Antwortrede hinwies.

Ueber das Ergebnis der Herbstmesse, die einen Rekordbesuch aufwies, läßt sich heute noch nicht abschließend urteilen. Uebereinstimmend wird aber gemeldet, daß auf den meisten Gebieten eine überaus große Kauflust herrschte, und daß die meisten ausländischen Einkäufer Bereitschaft zu weitgehendem Entgegenkommen in der Frage der Lieferfristen und der finanziellen Regelung zeigten.

Bemerkenswert ist der gemeinsam von den Staatsbehörden und dem Messeamt gefaßte Beschluß, den weitern Ausbau der Internationalisierung der Messe durch verstärkte Heranziehung fremdländischer Fabrikanten als Aussteller zu fördern.

*) Siehe auch den Artikel „Die Leipziger Messe" im letzten Sonntagsblatt.

— Die Wahrheit und Tiefe der Empfindungen machen den Redner und Schriftsteller, nicht die Form, oder der überraschende Inhalt. Diese Rhetorik ist ein strafbarer Mißbrauch des größten Geschenkes Gottes an die Menschen, der Sprachgabe, der niemals ungestraft bleibt.

Umschau und Ausschau in Deutschland.

Gegenwart — Vergangenheit — Zukunft.

(Kölnische Zeitung.)

„Man will leben, leben, nur leben. Das Geld ist flüssig geworden wie noch nie. Der Kriegsgewinnler und Schieber gibt den Ton an. Sausende Autos, knisternde Seide. Propfen knallen. Wein, Weib, Gesang. Hunderttausende werden verdient, Zehntausende vergeudet. Die Kellner der „feinen" Restaurants wissen von Zechen in märchenhafter Höhe zu erzählen. „Erzberger soll das Nachsehen haben" — so höhnen die feisten Genußmenschen. Ueberall haben sich Spielhöllen aufgetan, in denen fabelhafte Summen gewonnen und verloren werden."

So schilderte vor kurzem die Rheinische Zeitung das Treiben unserer Tage, nachdem sich kaum die Massengräber über Millionen von Menschenopfern geschlossen haben. Das sozialdemokratische Blatt hatte recht, wenn es behauptete, die Arbeitsunlust weiter Kreise sei nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß das Schmarotzertum, das sich zur sogenannten guten Gesellschaft zähle, seinen Mitmenschen augenfällig demonstriert, wie unsinnig es sei, durch ehrliche Arbeit sauer sein Brot zu verdienen; übrigens färbe die ordinäre Genußsucht auf die übrige Gesellschaft ab und ergreife eine Schicht nach der andern. Die Rheinische Zeitung hätte hinzu fügen können, daß das, was sie uns da vorführt, auch eine „Errungenschaft der Revolution" ist: das Bild einer in der Auflösung begriffenen Gesellschaft, wie wir es aus der Geschichte der französischen Revolution kennen. Wie dieses Gegenwartsbild als Begleiterscheinung des Weltkriegs sich gestaltet hat, ist uns allen noch in frischem Gedächtnis: die Hungersnot und der Versuch, sie zu bekämpfen, die Höchstpreise und das Verschwinden der Lebensmittel vom Markt, die Zwangswirtschaft, das Leben auf Nahrungsmittelkarten, das Reihenstehen, der Rübenwinter, der haßerfüllte Gegensatz zwischen Stadt und Land, die Verschiebung aller Wirtschaftsverhältnisse, das Emporkommen des neuen Reichtums aus Kriegsgewinnen und Schiebergeschäften, der Revolutionstaumel mit seinem Gemisch von Idealismus, gemeiner Habsucht und den Versuchen, durch unverdaute Sozialisierungstheorien von heute auf morgen die unglücklichste zur glücklichsten aller Welten umzukrempeln und alles das andere.

Kautsky vergleicht in seiner soeben erschienenen Schrift Terrorismus und Kommunismus mit Recht unsere Zustände mit denen der französischen Revolution. Freilich, die Weltgeschichte wiederholt sich nicht, und man muß, wenn man die ähnlichen Verhältnisse in Frankreich am Ausgange des 18. Jahrhunderts betrachtet, die Verschiedenheit berücksichtigen, die unser soziales und wirtschaftliches Leben in der Technik der Erzeugung und des Verkehrs von jener verhältnismäßig primitiven Zeit abhebt, eine Verschiedenheit, welche die Notstände heute zum Teil erleichtert, zum Teil aber auch verwickelt und erschwert. Davon abgesehen, lesen sich die Schilderungen aus der französischen Schreckenszeit wie Kapitel von gestern und heute, und des zum Beleg könnte man z. B. aus Taines Entstehung des modernen Frankreichs Seite um Seite abdrucken. „Um Brot zu erhalten, muß man Queue stehen," heißt es da; „um Fleisch zu bekommen, muß man Queue stehen, um Oel, Kerzen und Seife zu bekommen, muß man Queue stehen; wer Milch, Butter, Holz, Kohle haben will, muß Queue stehen. Ueberall nichts als Queue". Unser im Auslande so viel verspottetes, durch den Hunger aber zu Ehren gebrachtes K-Brot hat seinen Vorläufer in der französischen Revolution: „Die ganze Bevölkerung darf nur einerlei Brot — das graue, hauptsächlich aus Kleie bestehende „Gleichheitsbrot" — essen, und die Bäcker dürfen kein anderes backen." Wie unsere Schwerarbeiter fordern die staatlichen Waffenarbeiter bessere Nahrung, weil sie nichts als Käse und Brot erhalten; um die heilsame Ausgleichung der Verpflegungsverhältnisse" durchzuführen, geht man zur Rationierung über und erklärt die Ernte als Nationaleigentum, für das die Bauern lediglich die „Verwahrer" sind. Dagegen sträubt sich der Bauer, er will nur noch so viel ernten, wie er für seinen Hausbedarf braucht, und erst, als man, nachdem Robespierre, Saint-Just, Couthon auf dem Schafott geendet, die Höchstpreise aufhebt, gehen die Bauern wieder an die Arbeit. Die Entwertung des Geldes macht rasende Fortschritte: „Den Louisdor bezahlt man am 11. März 1795 mit 205, am 11. Mai mit 400, am 12. Juni mit 1000, im Oktober mit 1700, am 21. November mit 3000 und sechs Monate später mit 19,000 Franken in Assignaten; im November ist der Hundertfrankschein nur noch 15, bald darauf gar bloß 5 Sous wert. Am 2. Juni 1796 kostet das Pfund Brot 50, das Pfund Fleisch 60, das Pfund Kerzen 180, der Scheffel Kartoffel 200, eine Flasche Wein 100 Papier-Franken." Dabei ist in den Läden allerlei Verlockendes ausgestellt, und für Geld ist alles zu haben: „Die einstigen Reichen können nach Herzenslust essen, wenn sie Stöße von Assignaten ausgeben, ihr letztes Goldstück aus dem Versteck hervorholen, ihre Juwelen, Uhren und Wäsche verkaufen. Die neuen Reichen, die Aufkäufer, die Lieferanten, die glücklichen und verschwenderischen Diebe, die in der Lage sind, für ihr Mittagessen erst 400, dann 1600, 3000 und schließlich 5000 Franken auszugeben, leben in Saus und Braus. Der Schwerpunkt der Not hat sich verschoben; jetzt leiden neben den Angestellten und kleinen Rentnern am meisten die Arbeitermassen, der Pöbel, der die Revolution gemacht hat, um seine Lage zu verbessern, sie jetzt aber verschlimmert findet und sich deshalb von neuem empört." Ein Börsenmann verkauft einen Louisdor für 5300 Franken, leiht für 1000 Franken zu Mittag und meint: „Diese Assignaten sind eine vortreffliche Erfindung; ich habe für 4½ Franken zu Mittag gegessen; früher hätte ich für 12 Livres nicht so gut essen können." Was ist da noch für ein Unterschied zwischen damals und jetzt, wenn man am 5. September in der „Daily News" lesen konnte, in Innsbruck speise ein Schweizer für 40 Centimes zu Mittag, weil 40 schweizerische Centimes ausreichen, um das vier österreichische Kronen kostende Essen zu bezahlen? Auch die Sozialisierung war schon das Ideal der Theoretiker des französischen Revolutions-Sozialismus. Die auf freier Grundlage ruhenden Privatwerkstätten wurden durch obligatorische Nationalwerkstätten ersetzt, der Stücklohn durch den Tagelohn, so daß der Pfuscher und Tagedieb genau so gelohnt wurde, wie der Tüchtiges leistende Arbeiter. Taine knüpft daran folgende allgemein gültige Bemerkung: „Ersetzt man den innern, natürlichen, belebenden Sporn überall durch den äußern, künstlichen, mechanischen Zwang, so wird überall Lähmung eintreten. Nimmt man den Arbeitern ihre Erzeugnisse fort, bringt man sie um ihre Zeit, ihre Mühe und ihre Selbstbestimmung, drückt man sie auf das Niveau von Fellachen herab, so wird man von ihnen auch nur die Arbeit von Fellachen erhalten, d. h. sehr wenig Arbeit und ein Minimum von Erzeugnissen." Und an einer anderen Stelle: „Bei jedem wie immer gearteten Unternehmen muß der Ernte das Pflügen und Säen vorangehen. Wer ein Loch graben will, braucht dazu mindestens eine Hacke und einen Tagelöhner, er muß also Kapital vorschießen. Wenn man aber halb oder ganz zu grunde gerichtet ist, wenn die Mieter ihre Miete oder die Pächter den Pachtzins nicht bezahlen, wenn ein Grundstück oder ein Warenvorrat nur noch die Hälfte des eigentlichen Marktpreises wert sind, und wenn der noch übrig bleibende Rest des Vermögens von Beschlagnahme oder Plünderung bedroht ist, so besitzt man nicht nur weniger Kapital und weniger verfügbare Ueberschüsse, sondern man fühlt sich auch wegen der Zukunft beunruhigt und denkt daran, außer für die Bedürfnisse des Augenblicks auch für die einer späteren Zeit zu sorgen. Demgemäß erhöht man seine Reserve, namentlich an Lebensmitteln und Bargeld, man behält alle verbleibenden Lebensmitteln für sich und die Seinen, hat daher keine verfügbaren Ueberschüsse mher und kann nichts vorschießen oder unternehmen. — In dieser Lage befinden sich alle Besitzer irgendwelchen Kapitals in Zeiten extremer staatssozialistischer Bestrebungen, wenn der Staat die Rolle des Usurpators spielt und das Staatseigentum, statt es zu schützen, vernichtet oder an sich reißt."

Wie die französische Revolution endete, ist bekannt. Nachdem die Schreckensherrschaft — heute würde man sagen die Diktatur des Proletariats oder der Bolschewismus — abgewirtschaftet hatte, kam die Diktatur Bonapartes und die Rückkehr zur Monarchie, in der jeder den Marschallstab im Tornister trug, das Kaiserreich, das seinen Aufstieg begann mit derselben Parole, mit der das deutsche Kaisertum endete: Bahn frei dem Tüchtigen! Wird sich die deutsche Revolution, die in so vielen Wesenserscheinungen mit der französischen übereinstimmt, nun auch weiter in den gleichen Bahnen entwickeln wie diese, werden auch wir durch den Schrecken einer Diktatur des Proletariats hindurch müssen, um wieder nach dem Verlust der Demokratie zum Ausgangspunkt zurückzukehren, zur Diktatur des einen? An uns selbst ist es, uns unsere Zukunft zu gestalten. Noch leben wir in der Demokratie; um der Mehrheit durch das demokratische Machtmittel des Mehrheitswillens dem Volke die Richtung zu geben, in der das Heil liegt, müssen wir uns zuvor klar darüber werden, wohin wir treiben, wenn wir nicht rechtzeitig die Blenden, die Eigennutz und Partei-Doktrin uns vor das Auge halten, abreißen und mit dem klaren Blick des gesunden Menschenverstandes erkennen, was ist, was sein wird und was zu tun wir unabweisbar gezwungen sind, um am Leben zu bleiben. Wir haben gezeigt, wie viel Aehnlichkeit die sozialen und wirtschaftlichen Erscheinungen der französischen Revolution mit unsern Zuständen haben; Kautsky weist in der erwähnten Broschüre auf die vielen politischen Uebereinstimmungen der Schreckensherrschaft mit unserer Zeit, besonders mit dem Bolschewismus hin, den der radikale Flügel unserer Sozialdemokratie auch für Deutschland erstrebt. Er zitiert aus Bucharins „Programm der Kommunisten" eine Stelle, worin unsere Zukunft, wenn es nach dem Willen der Kommunisten und Spartakiden geht, folgendermaßen geschildert wird:

Die soziale Revolution ist ein langer Prozeß, der mit der Entthronung der kapitalistischen Klasse beginnt, aber erst mit der Verwandlung der kapitalistischen Wirtschaft in eine Arbeitsgemeinschaft endet. Dieser Prozeß wird in jedem Lande wenigstens eine Generation in Anspruch nehmen, und diese Zeitspanne ist eben die Periode der proletarischen Diktatur, die Periode, in der das Proletariat mit einer Hand die kapitalistische Presse immer wieder niederwerfen muß, während es nur die andere zur sozialistischen Aufbauarbeit frei hat.

„Dieser verwüstende Bürgerkrieg," bemerkt Kautsky dazu, „der mit Maschinengewehren und Gasbomben geführt, das Land viel grauenvoller verheeren muß, als es ehedem der Dreißigjährige Krieg tat, der die Bevölkerung dezimiert, ihre Roheit zu wildester Barbarei steigert, die Quellen der Produktion völlig verschüttet: das soll der Weg zur „Hervorarbeitung der höheren Lebensform" sein, die der Sozialismus bedeutet." Er kommt zu dem Ergebnis, daß es nur zwei Möglichkeiten gebe: entweder Demokratie oder Bürgerkrieg, und gerade weil Kautsky in diesen Tagen auf dem Kongreß seiner unabhängigen Parteifreunde wegen seines „Liebäugelns mit der Demokratie" so hart zerzaust worden ist, darf man vertrauen, daß er recht hat. Es ist, wenn wir in dem Vergleich mit der französischen Revolution bleiben wollen, der Kampf zwischen der Gironde und dem Berg, der sich da zwischen den Mehrheitssozialisten und den Radikalen aller Schattierungen abspielt, und da dieser Kampf in erster Linie auf Kosten des Bürgertums ausgefochten werden würde, ist es ein Gebot selbstverständlicher Klugheit, daß das deutsche Bürgertum aller Richtungen entschlossen die demokratischen Grundsätze hochhält und verteidigt. Mit anderen Worten: wer den Bürgerkrieg vermeiden will, muß die Demokratie und die Republik anerkennen und dafür wirken, daß in der Demokratie und durch die Demokratie der gesunde Menschenverstand als Mehrheitswille zur Geltung kommt.

Was aber fordert der gesunde Menschenverstand? Daß Deutschland lebt, wie zu leben eines großen Volkes würdig ist, und daß in Deutschland jeder Deutsche menschenwürdig lebt. Das Ziel ist sozial und demokratisch, muß also auch ein sozialdemokratisches Ziel sein. Daß es nur zu erreichen ist durch Arbeit, durch angestrengte Arbeit jedes einzelnen, ist unter dem furchtbaren Druck der Verhältnisse ein so unerschütterlicher Wahrheitssatz geworden, daß man sich die Belege sparen kann. Das Problem aber ist, wie wir wieder an die Arbeit kommen, an eine Arbeit, die dem einzelnen nutzt und das Ganze fördert. Die politischen Haarspaltereien, die wir Tag um Tag treiben, und das zersetzende Mißtrauen, das sie zurücklassen, führt uns nur weiter ins Elend. Wir sehen den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr und haben durch Barrikaden von Worten und Thoremen dem gesunden Menschenverstand den Blick verbaut. Zugegeben, daß wir unter der Diktatur des Kapitalismus, des Militarismus, des Kaiserismus oder wie man es nennen mag, gelebt haben. Das soll fortan anders sein, hat der demokratische Mehrheitswille entschieden. Aber was soll sein und wie? Eins ist klar, das Volk will nicht die Diktatur des Kapitalismus gegen die Diktatur des Proletariats oder einer anderen Klasse austauschen, und ebenso klar, hat es seinen Mehrheitswillen dahin bekundet, daß jedem Volksgenossen ein menschenwürdiges Dasein gesichert wird; das heißt, das jeder leben kann und jedem der seiner individuellen Arbeitsleistung zustehende Lohn zuteil wird. Es gilt also Arbeitsgelegenheit zu schaffen und jedem nach Möglichkeit diejenige Arbeit zuzuweisen, mit der er für sich und die Gesamtheit die meisten Werte erarbeitet. Ist Arbeitsgelegenheit da, so darf arbeitslos nur noch sein, wer zu jung, zu alt, zu schwach oder zu krank ist, um zu arbeiten. Das ist der Weg, der zur Gesundung führt; aber es nutzt nicht, wenn er, wie bisher, schüchtern und in Einzelversuchen betreten wird; zielbewußt und tatkräftig muß der Mehrheitswille das Volk diesen Weg führen und auf ihm festhalten. Hier und da bricht der gesunde Menschenverstand sich Bahn: Der Arbeiterverband des Staates New York verlangt, daß für ein halbes Jahr alle Ausstände einzustellen sind; die Arbeiter in Sachsen und in Böhmen erklären sich bereit, eine Stunde umsonst für den Staat zu arbeiten; „gebt uns Arbeit und zu essen, und ihr habt in uns die allerloyalsten Bürger der Republik", sagte der Sprecher der deutschen Arbeiterschaft in Prag; unter dem niederschmetternden Eindruck der katastrophalen Zustände in unserm Verkehrswesen hat der Allgemeine Eisenbahnerverband eingewilligt, wenigstens in einigen Werkstätten probeweise die Akkordarbeit einzuführen; der Sozialdemokrat Erwin Barth ruft in der „Glocke" nach der Diktatur der Mitte, dem Zusammenschluß der verständigen Leute, und die sozialdemokratische „Freie Presse" in Düsseldorf hat mit achtenswertem Freimut auf den Unfug der arbeitenden Arbeitslosen hingewiesen, die Unterstützung beziehen und nebenbei allerlei Berufe betreiben. Aber ein paar Schwalben machen noch keinen Sommer, und es bleibt die vornehmste Pflicht der Presse, den Arbeitern immer wieder ins Bewußtsein zu hämmern, daß gute, tüchtige Arbeit von jeher der Stolz des deutschen Arbeiters gewesen ist und es wieder werden muß. Ist diese Erkenntnis in der arbeitswilligen Arbeiterschaft erst durchgedrungen, dann wird der demokratische Mehrheitswille die Mittel vorzuschreiben haben, die auch den Unwilligen zur Arbeit zwingen. Daß unsere sozialistische Regierung vor dem Zwang nicht zurückschreckt, wenn das Mittel, ohne ihre Stellung zu gefährden, angewandt werden kann, beweisen die Zwangsarbeiterverträge in der Landwirtschaft, die sie soeben eingeführt hat. Aber solch einseitiger, nur einen Stand treffender Zwang ist ein zweischneidiges Schwert, das lehrten die aufsässigen Bauern während der französischen Revolution. Lernen wir aus der Vergangenheit und stellen wir die Gegenwart unter das Zepter des gesunden Menschenverstandes, dann bahnen wir unsern Kindern den Weg in eine hellere Zukunft.

— Wenn ein Feuer im Ofen angeht und man das Türlein auftut, so wird das Feuer noch größer, wenn es Luft hat; wenn man aber das Türlein zumacht, so erstickt es in sich selbst. Also wenn ein Mensch das Türlein seines Mundes offen stehen läßt, so wird das Feuer des Zornes oder Unwillens in seinem Herzen noch größer; schweigt er aber und überwindet sich selbst, so erlischt das Feuer in ihm.

Wiener Momentbilder.

Aufnahmen aus der republikanischen Kaiserstadt.

(Wiener Neue Freie Presse.)

Ein Sonntag im November 1918, also bald nach dem Sturz der Monarchie; die Sonne scheint, die Turmuhr von St. Stephan zeigt auf zwölf, der Platz wimmelt. Erst aus weiter Ferne, dann immer näher kommt ein Ruf oder Schrei, der sich in gleichen Abständen genau wiederholt: eine kurze und zwei lange Silben, etwa in dem wuchtigen Rhythmus des ersten Themas der „Egmont"-Ouvertüre. Dieser anscheinend mit vollster Lungenkraft ausgestoßene Ruf hat etwas Unheimliches, Warnendes, Schauerliches; er wird immer lauter und nun hört man die Silben deutlicher. Es klingt wie: da — Fuik — schnaum! — Und nun erscheint auch der Rufer selbst, ein breitschultriger, robuster, wild aussehender Mensch, der mit gleichmäßigen Schritten gravitätisch mitten auf der Fahrbahn einhergeht, gesenkten Hauptes, und nur wenn er seinen Schrei ausstößt, den Kopf erhebend, wie ein brüllender Löwe. Er trägt einen Riesenpack Zeitungen unter dem linken Arm, ein Exemplar schwingt er mit der Rechten; es ist das neugegründete, zeitgemäße Organ „Der Volkssturm" — welcher blutrünstige Titel im Munde des Mannes aus den „unteren Gründen" den vorhin neckerten Klang annimmt. Man hat das Gefühl, als müßte angesichts dieser drohenden Erscheinung das Geschwätz und Geplapper der gepeitschten Menge plötzlich verstummen, die Sonne hinter Wolken verschwinden, eine Ahnung furchtbarer Dinge sich wie ein Schleier über das ganze Bild legen — aber nichts von alledem geschieht; die Sonne scheint wie bisher, die Leute eilen geschäftig aneinander vorbei oder plaudern weiter, und niemand kümmert sich um den düsteren, Aufruhr und Empörung ausrufenden Mann, der in der Richtung gegen die Kärtnerstraße zu verschwindet, ohne daß ihm, so lange ich's beobachten konnte, ein Exemplar seiner Zeitung abgekauft worden wäre.

Einen noch schlagenderen Beweis dafür, wie die große Zeit den sonst so empfänglichen Wiener gegen „Sensationen" abgehärtet hat, erlebte ich einige Monate später. Es war am Tag nach der Enthüllungen des Wiener Polizeipräsidenten über die Umtriebe der Kommunisten; die „bürgerliche Bestie", um das neugeprägte Kosewort zu gebrauchen, war ernstlich beunruhigt, die Situation keineswegs unbedenklich. Da rief vor der Oper ein Zeitungsverkäufer mit heiserer Stimme: „Neue Umsturzpläneh! — An—ar—chie in — Wien!" Allein selbst diese Ankündigung schreckhafter Ereignisse, die in jenem Moment nichts weniger als unglaubhaft erscheinen konnten, versagte vollständig! das Publikum war längst immunisiert, seine Unempfindlichkeit geradezu imposant!

* * *

Juni 1919. Eine durch Plakate und Flugzettel angekündigte Massendemonstration der Kommunisten vor dem Rathause war weniger besucht, als man allgemein erwartet hatte, und ohne Zwischenfälle verlaufen. Am Abend desselben Tages saß ich in einem Straßenbahnwagen, der von Grinzing gegen die Stadt fuhr. Unter den zahlreichen angeheiterten Insassen waren zwei blutjunge Leute, der eine in Zivil, der andere in Volkswehruniform; sie hatten ein Mädchen zwischen sich, das ihre nicht eben feinen Späße mit guter Miene aufnahm. Da sagte, plötzlich auf ein anderes Thema übergehend, der Zivilist, ein kleiner schwächlicher Mensch mit gläsernen Augen, feuchter Stirne und dem kurz hervorgestoßenen Lachen des Betrunkenen: „Schön habts eng blamiert heut, ös Bolschewikenbagage, Diebsg'sellschaft, Rauberg'sindel überanand!" Worauf der also Verhöhnte, ein athletisch gebauter Bursche, ohne im geringsten seine gute Laune zu verlieren, mit etwas lallender Zunge erwiderte: „Ah, das macht alles nix! Deswegen san mir do die Herren von Wien!" — In solchen urbanen Formen äußerte sich der politische Gegensatz zwischen diesen beiden Männern, die ja immerhin als Repräsentanten einer ganzen Volksklasse gelten konten.

* * *

Wieder im Straßenbahnwagen. Auf der Plattform großer, sehr beleibter, noch junger, eigentlich ganz hübscher Mensch, auffallend brünett, lebhaft und laut. Er spricht mit einem dürftig aussehenden aber gut gekleideten Mann von etlichen dreißig Jahren, an dem alles aschblond ist: die Haare, der Schnurrbart, die Augen, der Teint und der Anzug. Er fragt ihn: „Also Sie bleiben nicht bei der Gesandtschaft? Warum?" Darauf der andere mit ausgesprochen polnischem Akzent: „Es ist mir zu la—ngweilig!" — „Wieso? Sie müssen doch zu Kurierdiensten verwendet worden sein?" — „Ja, aber, wo man mich geschickt hat — es war nichts zu machen!" — „Sie sind offenbar auch ein Mensch, dem nicht zu helfen ist! Wissen Sie denn nicht, daß in diesen Zeiten ein Kurier Millionen verdienen kann? Uebrigens, ich hab' einen Herren gekannt, einen außerordentlich gut qualifizierten Offizier und gescheiten Menschen; er hat alle Sprachen beherrscht, die im ehemaligen Oesterreich-Ungarn gesprochen werden; solche Leute sind sehr selten! Man hat ihn zu allerhand besonderen Missionen verwendet — glauben Sie, der Mann hätte ein Pfund Butter über die Grenzen gebracht? (Achselzuckend, wie etwas ganz Unverständlichem gegenüber:) Es gibt auch solche Menschen!"

Juli 1919. Auf dem Korridor eines Steueramtes. Es riecht nach Pfeifentabak, Leder und Menschen. Vor dem Eingang zu der Amtsstube, in der die Anmeldung von „Wertpapieren in häuslicher Verwahrung" entgegengenommen wird, sitzen und stehen zahlreiche Parteien, durchwegs bescheiden, oft recht schäbig gekleidet, und halten abgewetzte Taschen, Portefeuilles oder in Papier eingeschlagene Pakete in den Händen. Sie haben ihre Anmeldungsformulare (Muster B) schon vor einiger Zeit eingereicht und warten jetzt, bis die Pforte sich auftut und in barschem Ton ein Name gerufen wird, dessen Träger dann eilig und wie erlöst durch die halb geöffnete Türspalte in das Allerheiligste schlüpft. Man wartet sehr lange hier, oft stundenlang; die Meisten stumm und ergeben; hie und da nur fühlt einer das Bedürfnis, ein Gespräch anzuknüpfen. Man hört Aeußerungen, die, wenn auch nicht gerade von besonderer Ehrfurcht gegen die Behörden, so doch von einer durchaus humoristisch-resignierten Auffassung der Sachlage Zeugnis ablegen, „Wann s' den Amtschimmel amal schlachten täten," sagt ein blasser, ärmlich angezogener, älterer Mann, „hätt' ganz Wien a Fleischl" — Ist es Gutmütigkeit, Indolenz oder das jahrelang ertragene Elend, das diese Menschen so geduldig und gefügig macht, daß sie nur durch ein Scherzwort ihren Empfindungen Ausdruck verleihen? Man sieht keine Gereiztheit, keine Erbitterung; wo sich aber doch etwas dergleichen zeigt, wirkt es im Gegensatz zu seiner Umgebung entschieden komisch. Eine kleine, noch immer ziemlich korpulente und etwas erhitzte Frau, die schon seit längerem Zeichen von ausgesprochener Ungeduld von sich gegeben hat, wird endlich aufgerufen. Nach wenigen Minuten erscheint sie wieder: sie hat irgendeinen Beleg, ein Dokument vergessen und muß nun den ganzen Leidensweg nochmals wandeln. Nachrot im